

Die Heiterkeit des Heiligen

Eine Studie über Thomas Morus

Von GERHARD MÖBUS

Beim Betrachten des bekannten Buches von Wilhelm Schamoni über das wahre Gesicht der Heiligen wurde gelegentlich geäußert, es sei doch überraschend, wie gar nicht ungewöhnlich die Heiligen aussähen. Und man ging daran, sich umzusehen, wem unter den eigenen Bekannten dieser oder jener Heilige ähnlich sehe. Hinter jenem Erstaunen steht im letzten die Meinung, daß die Heiligen Heilige und nicht Menschen seien. Anstatt daran zu denken, daß jeder Christ vor der Aufgabe steht, ein Heiliger zu sein, wird der Heilige zu einer Art von Ausnahmefall gemacht, dessen besondere Eigenart es ist, heilig zu sein. Wodurch dieses Mißverständnis verursacht wird, sei an einem großen Beispiel sichtbar gemacht, und zwar an einem Wesenszug, den wir wohl in keinem Heiligenleben vermissen, nämlich an der Heiterkeit der Heiligen.

Erasmus von Rotterdam hat in seinem Brief an Ulrich von Hutten vom 23. Juli 1519 versucht, ein Wesensbild seines Freundes Thomas Morus zu zeichnen. Dort findet sich ein Wort, das den Zugang in die letzte Wesenstiefe des Menschen und Heiligen eröffnet. Es lautet: nullum unquam tristem a se dimisit — niemals ließ er einen Menschen traurig von dannen gehen. Eine sehr einfache Feststellung, wie es scheint; und doch — wie schwer wiegt sie, wenn wir uns einmal darauf besinnen, von wem wir Gleicher sagen könnten. Die erste Erklärung für dieses Wort haben wir von dem zu erwarten, der es geschrieben hat. Erasmus von Rotterdam war im Jahre 1499 zum ersten Male nach England gekommen, hatte sich ungefähr ein halbes Jahr dort aufgehalten und war vor allem mit John Colet und Thomas Morus bekannt geworden. Erasmus war damals dreiunddreißig Jahre alt, und sein Name war noch ohne den Glanz der späteren Jahre. Zum zweiten Besuch kam er im Jahre 1505 für mehrere Monate nach England. 1509, das Jahr des Regierungsantritts Heinrich VIII., brachte seinen dritten Besuch. Dieses Mal blieb er zwei Jahre und hielt sich einen großen Teil der Zeit in Haus und Familie des Thomas Morus auf. Erasmus kennt also nicht nur Thomas Morus, den Humanisten und Publizisten, den Politiker und Juristen, sondern er weiß auch aus eigenem Augenschein von seinem Leben in der Familie. Von dieser nahen Kenntnis zeugt sein Brief an Hutten.

Was in unserem Zusammenhang bedeutsam ist, sei daraus mitgeteilt. Da heißt es: „Der Ausdruck seines Gesichts entspricht seinem Wesen. Seine Züge zeigen beständig eine liebenswürdige Heiterkeit und verraten eine gewisse natürliche Bereitschaft zum Lachen. Um es ganz offen zu sagen: er ist mehr zur Heiterkeit als zu Ernst und Würde geneigt, wenngleich weit entfernt von törichter Spaßhaftigkeit.“ Kein Zweifel: damit ist eine natürliche Neigung zum Hellen und Heiteren bezeugt; und so könnte die aufhellende Wirkung seines Wesens, von der vorhin die Rede war, einer natürlichen Anlage ent-

springen, die im Umgang mit Menschen zu ihrer vollen Entfaltung kommt. Davon spricht Erasmus ausdrücklich, wenn er sagt: „Suchte jemand ein vollendetes Beispiel wahrer Freundschaft, in keinem Menschen könnte er es besser finden als in Morus. Er ist im Umgang und Benehmen von so ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit, daß keiner in so gedrückter Stimmung sein kann, daß er ihn nicht aufzuheitern verstünde; nichts ist so unerfreulich, daß er ihm nicht seine Schärfe zu nehmen weiß.“ Die Heiterkeit und Liebenswürdigkeit seines Verhaltens ist also so groß, daß sie alle beeindruckt, die in seine Nähe kommen, und jede Mißstimmung überwindet, die sich ihrer bemächtigt hat. Dem entspricht eine große Neigung zum heitern Wort und die Vorliebe für geistreichen Scherz. Erasmus sagt darüber: „Schon als Knaben erfreute ihn das Scherzen dermaßen, daß man meinen konnte, er sei dafür geboren. Doch hat er sich darin niemals bis zur Lächerlichkeit gehen lassen und hat auch niemals das Bissige geschätzt. Als Jüngling hat er kleine Komödien geschrieben und mitaufgeführt. Einen Witz weiß er immer, auch wenn er auf ihn selbst geht, sehr zu schätzen, da er die größte Freude an treffender und geistvoller Schlagfertigkeit hat. Daher auch bei dem Jüngling schon die Freude am Epigramm und die besondere Vorliebe für Lukian; wie er ja auch mich angeregt hat, das Lob der Torheit zu schreiben.“

Es muß um seine Person eine Atmosphäre gewesen sein, die durch ihre heitere Helle zu geistvollem Scherz anregte; hat doch Erasmus als Gast des Thomas Morus in dessen Hause im Jahre 1509 das „Lob der Torheit“ in kürzester Zeit niedergeschrieben. Der Gedanke dazu war ihm auf der Reise von Italien nach England gekommen, und wir können uns wohl denken, wie Thomas Morus, mit dessen Namen Erasmus in der Vorrede spielt, die Widmung dieser genialen Satire aufgenommen hat. Er selbst hatte zuvor, zum Teil mit Erasmus zusammen, die Dialoge des Lukian aus dem Griechischen übersetzt und herausgegeben. Fügen wir überlieferte mündliche Äußerungen des Heiligen wie das Zeugnis seiner literarischen Arbeiten insgesamt hinzu, so finden wir durch jenes Wort des Erasmus die Linie im Wesen und Leben des Thomas Morus gezeichnet, die sich von den Knabenzügen bis in die letzten Worte der Todesstunde hindurchzieht: seine Heiterkeit.

Indessen kommt ein weiteres, nicht weniger gewichtiges Zeugnis hinzu: Im Jahre 1526 kam zu Thomas Morus mit einer Empfehlung des Erasmus der damals achtundzwanzigjährige Hans Holbein. Thomas Morus nahm ihn in sein Haus auf und verschaffte ihm durch seine weitreichenden Beziehungen in der Bürgerschaft wie in Hofkreisen Aufträge, bis schließlich, bei einem Besuch im Hause des Thomas Morus aufmerksam geworden, auch der König sein Auftraggeber wird und Holbein sich entschließt, ganz von Basel nach London überzusiedeln. Man hat neben der künstlerischen Vollendung seiner Bildnisse die sachliche Treue und den Blick für das Einmalige und Einzigartige am Menschen gerühmt, und gerade das ist unserer Absicht günstig, im Bildnis etwas vom Wesen des Menschen zu erkennen, den es darstellt. Außer den berühmten Skizzen des Vaters John More und mehrerer Kinder

sowie der Federzeichnung zum Familienbild ist auch ein Bildnis und eine Zeichnung des Thomas Morus erhalten. Beide gehören ins Jahr 1527, zeigen also den Thomas Morus in seiner Glanzzeit.

Wir stehen nicht ohne Überraschung vor diesen Bildern eines berühmten Mannes der Renaissance, jener Zeit, die so sehr auf Ruhm und Ehre bedacht war und keine Gelegenheit versäumte, sich der Mit- und Nachwelt glanzvoll darzustellen. Im Bildnis des Thomas Morus — welch stille Gelassenheit, welch völliges Verzichten auf alle Ansprüche an den Betrachter. Da ist weder die dekorative Geste des Politikers noch des Literaten der Zeit. Vor diesem Bildnis erinnern wir uns daran, daß Erasmus in dem Brief an Hutten sagt: „Es ist kaum zu glauben, wie gering er die konventionellen Formen achtet, nach denen man sonst allgemein den Bildungsgrad schätzt. Er verlangt sie von niemand und ist darin weder bei privaten noch bei öffentlichen Anlässen ängstlich, wenngleich er sich ihrer durchaus zu bedienen weiß, wenn es ihm darauf ankommt.“ Auf die überlegene Menschlichkeit dieser Haltung zielt es im letzten, wenn Erasmus sagt: „Niemand wird weniger vom Urteil der Allgemeinheit bestimmt; hinwiederum ist niemand weniger vom allgemeinen Urteil entfernt.“ Nichts wird unterschätzt, aber auch nichts höher eingeschätzt, als es wert ist: Den Thomas Morus des Jahres 1527 zeichnet nicht weniger seine schlichte Menschlichkeit aus als die goldene Ehrenkette des Kanzlers des Herzogtums Lancaster, die er auf dem Bildnis trägt.

Während wir das bedenken, werden wir inne, daß das Bildnis eine Erwartung nicht erfüllt, die Erasmus geweckt hat. So fern nämlich dem Thomas Morus der Zeichnung wie des Gemäldes jede Macht- und Prachtgebärde ist, so wenig finden wir auf beiden Darstellungen liebenswürdiges Entgegenkommen oder gar sprühende Heiterkeit. Wir ahnen, daß Thomas Morus sich dem Erasmus gegenüber verhalten haben mag, wie dieser selbst es an dem Freunde gerühmt hat: daß er sich mit wunderbarem Geschick jeweils dem Wesen seines Gegenübers anzupassen wisse. Dem Erasmus begegnete also der erasmische Geist des Humanisten, wie der Gattin der liebende Gatte und dem Kind das kindliche Herz. Doch das ist nicht das Letzte; denn der Blick auf das Bildnis fügt unserm Wissen ein Neues hinzu: aus ihm spricht zu der Güte des Herzens und der Weite des Geistes der tiefste Ernst. Das ist kein Mensch, dem das Leben in heiteren Spielen des Geistes aufgeht; das ist ein Mann der Tatsachen, der das Leben kennt und um die Nöte der Menschen weiß. Gerade das ist ein Grundzug seines Wesens. So ist seine Utopia nicht ohne Scherz und Heiterkeit; doch auf jene eigene Weise, die schon seine Freunde an ihm hervorheben, daß man bisweilen nicht habe erraten können, ob er im Scherz oder Ernst redete, und daß er seinen Zuhörern Rätsel aufgab. Wohl ist die Utopia ein geistvolles Spiel mit Form und Gedanken, doch steht hinter allem eine hilfreiche Bereitschaft des Herzens, die von der Not der Zeit weiß und ihre Ursachen kennt und bedenkt. Diese Gesinnung tritt offen zutage in dem Bemühen des Anwalts und Richters, gerade den Armen zu ihrem Recht

zu verhelfen, wie in der Einrichtung des Hauses für Kranke und Arme in Chelsea, das er in die Obhut seiner ältesten Tochter gibt.

Weil er weiß, wie die Welt beschaffen ist, täuscht ihn kein äußerer Glanz. Wie waren alle beeindruckt und wie mag ihn mancher beneidet haben, als der König ihm seine volle Gunst zuwandte und sich nicht abhalten ließ, vom Königspalast in Westminster hinaufzufahren und Thomas Morus in Chelsea aufzusuchen, um sich mit ihm im vertrauten Gespräch zu ergehen. Thomas Morus hat die Gunst des Königs niemals unterschätzt und sie immer dankend zu rühmen gewußt. Aber es ist auch das Wort überliefert, mit dem er die Glückwünsche seines Schwiegersohnes erwidert hat: „Ich danke Gott, mein Sohn. Ich finde, daß seine Majestät in der Tat mein sehr gnädiger Herr ist . . ., aber ich kann dir sagen, Sohn, daß ich nicht Ursache habe, darauf stolz zu sein. Denn wenn mein Kopf ihm ein Schloß in Frankreich gewinnen könnte, er müßte unfehlbar herunter.“ Wir vergessen nicht: das ist derselbe Mann, von dem Erasmus rühmte, daß er wie gemacht sei zum heiter freund-schaftlichen Umgang mit Menschen. Er ist zugleich ein Mann, der die Dinge nicht nach dem glänzenden Schein beurteilt, sondern nach ihrem Wesen. Menschenfreundlich wie keiner, weiß er doch einzuschätzen, was von den Menschen zu erwarten ist; und auch die überschwengliche Gunst des Herrschers nimmt ihm nicht diese wirklichkeitsnahe Nüchternheit. Das ist ein Wesenszug, der auch auf Holbeins Bildnis unverkennbar hervortritt: da ist bei aller Aufgeschlossenheit und bejahenden Güte zugleich eine prüfende Zurückhaltung und ein letzter Abstand gegenwärtig.

Seine Hellsicht hat nicht getrogen: Der Wille des Königs zu allmächtiger Herrschaft und Thomas Morus' abweichende Meinung in Sachen der Ehe des Königs sowie seine Ablehnung, den König als Oberhaupt der englischen Kirche anzuerkennen, schufen eine Lage, die den Heiligen veranlaßte, um seine Entlassung zu bitten. Er trat damit für seine Person in ein Schweigen zurück, das er in allem, was weiter auf ihn eindrang, durch keinerlei absprechende Äußerung gegen den König gebrochen hat. Durch diesen Verzicht auf jede Äußerung gegen König und Gesetz bezog er eine juristische Position, die bis zur letzten Stunde keine Handhabe bot, ihn wegen Hochverrats abzurichten. Wie sehr auch dieses Verhalten den klugen Anwalt kennzeichnen mag, so ist das Entscheidende doch nicht darin zu suchen. Das erschließt vielmehr eine Stelle aus einem Brief, den er kurz vor seinem Tode an seine Tochter Margarete geschrieben hat. Dort berichtet er, daß man ihn im letzten Verhör gefragt habe, warum er, der doch ebenso gern aus der Welt ginge, sich nicht offen gegen das Gesetz ausspreche. Er sagt dazu: „Worauf ich der Wahrheit gemäß antwortete, ich sei nicht ein Mensch so heiligen Lebenswandels gewesen, daß ich mich kühnlich dem Tode stellen dürfe. Denn Gott könne mich wegen meiner Anmaßung zu Fall kommen lassen; deshalb drängte ich mich nicht vor, sondern hielte mich zurück. Wenn Gott mich jedoch an sich ziehen würde, dann vertraute ich auf seine große Barmherzigkeit, daß er mich nicht ohne Gnade und Stärke lassen werde.“ In diesen

Worten ist schwer zu unterscheiden, was Klugheit vor den Menschen und was Demut vor Gott ist. Eines drängt das andere nicht beiseite, sondern nimmt es in sich auf. Freilich ist auch diese Klugheit vor den Menschen nicht die Weltklugheit, die sich selbst genug ist und der alles Mittel zu ihren Zwecken werden kann; vielmehr wird zugleich als das höchste Gesetz dieses Lebens, dem alles zugeordnet ist, das Gebot Gottes offenbar.

Die offene Zuwendung und zurückhaltende Bewahrung in einem, die auf so eigene Weise den Ausdruck auf den Bildnissen bestimmt, weist zurück auf das letzte Geheimnis dieses Lebens: Thomas Morus, so erfolgreich und glanzvoll in der Welt, ist zugleich ganz demütig und tief-innig bei Gott. So wundert es nicht zu hören, daß dieser meisterhafte Sprecher und Denker ein großer Beter gewesen ist. Wie die Kartause von London einst den jungen Thomas aufgenommen hatte, so verging kein Tag, ohne daß er über allen Geschäften und Verhandlungen dem Gebet und der Betrachtung Raum gegeben hätte. Darin hellt sich das Letzte auf: ein Gottesverhältnis des Gebetes und der Geistigkeit war die Mitte dieses Lebens.

Es ist nicht das Lächeln der verachtenden Verkennung und des oberflächlichen Vergessens, wenn Erasmus sagt, nichts sei so ernst, daß Thomas Morus ihm nicht ein Lächeln entlockte. Thomas Morus sieht in die Tiefe der Dinge; er ist auch der Dichter der Verse:

Scherzend betören wir uns, wir wähnen den Tod in der Ferne,
und er sitzt im Versteck mitten der eigenen Brust.
Kriechen doch schon aus der Stunde, darin wir zum Lichte geboren,
Hand an Ferse gelegt, Zwillinge Leben und Tod.
Aus deinem Leben den Teil, darin sie sich heimlich gemessen,
führt verstohlen dir fort, jegliche Stunde, ein Dieb.
Trank die Lampe das Öl, fällt auch die Flamme vom Docht.
Schläft er auch noch, die Zeit geht doch mit dem Tode gesegnet.
Ja, in dem Hauch dieses Worts wächst er sich reif, unser Tod.

Thomas Morus weiß um das endliche Wesen des Menschen und seiner Welt; doch nicht wie einer, der den Tod für nichts achtet. Wir sahen, wie auch das Äußerste ihn nicht dahin bringt, das Leben vorschnell dahinzugeben. Dabei ist er ein Mensch wie alle, und in manchem wohl noch empfindlicher als viele. Sein Gesicht verrät etwas von seiner natürlichen Empfindlichkeit und Anfälligkeit. Er beklagt sich darüber selbst einmal in einem Brief an Erasmus, und seiner Tochter bekennt er in einem Briefe: „Du kannst sicher nicht ein zageres Herz haben als dein Vater, und wahrhaftig, liebe Tochter, das ist meine große Stärke: ich habe, obwohl sich meine Natur vor dem Schmerz so sehr sträubt, daß ein Nasenstüber mich fast zittern macht, doch in allen Todesängsten, die ich ausgestanden habe, dank der Erbarmung und Macht Gottes nie daran gedacht, irgendeiner Sache zuzustimmen, die gegen mein Gewissen gewesen wäre.“ Wer dieses Geständnis der Schwäche nicht kennt und ernst nimmt, der weiß das Wesen der berühmten Scherze nicht zu verstehen, die aus der Todesstunde des Heiligen überliefert sind. Mehr noch: er mißversteht den Menschen und Heiligen überhaupt.

Erasmus hat sein Wesensbild des Thomas Morus auf den Grundton einer alles durchdringenden Heiterkeit gestimmt. Tatsächlich finden wir sie in allen Schichten dieses Daseins vor, und doch vermögen wir der Deutung des Humanisten nicht zu folgen, der diese Heiterkeit ganz aus dem natürlichen Wesen herleitet. Uns warnt zum ersten der Blick in das Antlitz auf dem Bildnis Holbeins, das voll großer Güte, zugleich aber von tiefem Ernst und einer hohen feinen Empfindlichkeit erfüllt ist. Die Zeugnisse bestätigen zu dem, daß Erasmus in seinem Wesensbild die Züge vereinfacht hat. Er hat das Charakterbild gezeichnet anderthalb Jahrzehnte, ehe der dunkle Hintergrund dieses Lebens sich voll enthüllte. Auch Holbein hat sein Bildnis entworfen und ausgeführt, als das Ende seine Schatten noch nicht vorauswarf, und doch spiegelt sich die Endlichkeit des Menschenlebens schon im Ernst dieses Gesichts. Dieses Dasein ist tiefer und weiter, als daß es in der humanistischen Charakterologie aufginge. Umfassender sind die Worte, die ein englischer Autor ein Jahr nach dem Brief des Erasmus geschrieben hat: „More ist ein Mann von engelhaftem Geiste und einzigartiger Gelehrsamkeit. Wo gäbe es noch einen Mann von solcher Güte, Bescheidenheit und Freundlichkeit? Ein Mann, der, je nachdem die Zeit es verlangt, bald voll wunderbarer Heiterkeit und Kurzweil ist, bald voll ebenso schwermütigem Ernst. Ein Mann für alle Jahreszeiten.“ Wahrhaftig: beides findet sich im Wesen des Thomas Morus, die wunderbare Heiterkeit wie der schwermütige Ernst.

Sucht man für das Ineinander von Heiterkeit und Ernst, wie es im Bild und Wesen des Thomas Morus erscheint, eine zusammenfassende Formel, so gibt es wohl keine bessere, als wiederum die des Erasmus, wenn er einmal schreibt, der Geist, der Thomas und seine Familie beseele, atme eine „sobria hilaritas“. Diese „nüchterne Heiterkeit“ eint die natürliche Anlage des Wesens und den bildenden Willen des Geistes zu schöner Menschlichkeit. Ihr Erscheinen steht so wenig im Widerspruch zum Natürlichen, daß es dem Betrachter beinahe nicht einkommt, hinter ihr noch etwas anderes zu suchen. Nur die letzte Probe, die der Heilige um Gottes willen bestand, macht die Wurzeln dieses Daseins sichtbar; um Gottes willen hat er alles hingegeben, was im Natürlichen den Wert dieses Daseins ausmachte. Die Todestunde legt als letztes Geheimnis dieses Lebens die Heiligkeit frei als unbedingte Hingabe des Menschen an Gott. Der Tod aber enthüllt nur, was das offbare Geheimnis dieses ganzen Lebens gewesen ist.

Die Heiterkeit des Thomas Morus ist also eine Heiterkeit, die aus der Heiligkeit kommt. Seine sobria hilaritas ist eine heilige Heiterkeit. Das Leben des Heiligen steht wie das Leben jedes Menschen unter der Bedingung der Erde und der Tränen. Ja, der Heilige erkennt wie kein anderer diese Bedingungen des Menschenlebens; aber er sucht sich ihnen nicht zu entziehen, wie es die Menschen des Stolzes und der Angst auf ihre Weise versuchen, indem sie sich selbst täuschen oder betäuben. Das läßt die Nüchternheit nicht zu, die an der Heiterkeit des Heiligen teilhat und ihm Zeit und Welt in ihrer

Wirklichkeit vergegenwärtigt. Da indessen die Heiterkeit des Heiligen nicht aus ihm selber kommt, sondern aus der Teilhabe an der Gottheit dessen, der sich herabgelassen hat, Menschennatur anzunehmen, ist sie ein Widerschein der Erlösung, der nicht verlischt, wenn die schwerste Prüfung des menschlichen Daseins sich erfüllt: der Tod.

Die Menschen der Neuzeit erwarten alles Heil vom Menschen. Das verwehrt ihnen, das wahre Wesen der Heiligen zu erkennen. Die Heiligen sind nicht Ausnahmen im Sinne einer besonderen Begabung, sondern Menschen, freilich Menschen Gottes. Sie überbieten den Menschen nicht aus eigener Kraft, sondern Gott, dem sie zugewendet sind, zieht sie an sich. Ihre Heiterkeit ist das Lächeln der Erlösten. Die humanistische Sicht des bloß Menschlichen verhindert, die Heiligen wahrhaft als Menschen und als Heilige zu sehen, und verhindert damit, daß die Menschen ihnen und ihrer Hilfe beggnen.

Conrad Ferdinand Meyers religiöse Entwicklung

Von MARIA FASSBINDER

Conrad Ferdinand Meyer ist im Gegensatz zu Gottfried Keller eine durchaus religiöse Natur. Doch gilt auch in dieser Hinsicht für ihn das Wort Huttens: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.“ Die Wandlungen seines „im Grunde unglaublich merkwürdigen Lebens“ spiegeln sich verhüllt in seinem Werk, offener in seinem Briefwechsel wider.

Von pietistisch-frommen Eltern, besonders der schönen, geistvollen, überzarten Mutter, hat der Dichter den religiösen Sinn, aber auch die leichtverletzliche Seele und die reizbaren Nerven geerbt. Nach des Vaters frühem Tode (1840) wird er mehr und mehr „der dunklen Schwermut Beute“. Auf der Universität bringt er es zu nichts. Er entfremdet sich allmählich ganz seinem Kinderglauben. Der religiöse Übereifer der Mutter trägt nicht unwesentlich dazu bei.

Der Aufenthalt in der Heilanstalt Préfargier, wohin die Mutter den Sieben- und zwanzigjährigen, von Selbstmordgedanken Gequälten bringt, führt dank dem von Güte und Religion durchleuchteten Geist des Hauses und dem Einfluß Pascals überraschend schnell die Genesung und „Bekehrung“ herbei. Von der übertriebenen pietistischen Weltflüchtigkeit — man sieht seine Dichtersehnsucht als sündigen Hochmut, als eine Ursache seiner Krankheit an — macht er sich langsam wieder frei. Unter dem Einfluß des reformierten Theologen Henri Vuilleumier in Lausanne befestigt er sich für immer in seinem kalvinistischen Glauben.

Die Briefe aus Paris und München nach dem tragischen Ende der trotz allem sehr geliebten Mutter zeigen echte Frömmigkeit und eine jansenistisch strenge Moral. „Wenn Du meiner im Gebete gedenkst“, schreibt er sei-